



SCHAUSPIEL



DEUTSCHES THEATER BERLIN

DIE PEST

NACH ALBERT CAMUS

DI 13.10.2020
MI 14.10.2020

THEATERFORUM



DIE PEST nach dem Roman von Albert Camus

In einer Fassung von András Dömötör und Enikő Deés

Mit	Božidar Kocevski Ray Reimann
Regie	András Dömötör
Bühne & Kostüme	Sigi Colpe
Musik	László Bakk-Dávid
Licht	Peter Grahn
Dramaturgie	Claus Caesar Meike Schmitz
Dauer	1.20 Std., keine Pause
Premiere	15. November 2019
Fotos	Arno Declair

DAS STÜCK

Rieux wusste, dass der Pestbazillus nie stirbt und nie verschwindet, und dass vielleicht der Tag kommen würde, an dem die Pest ihre Ratten wecken und zum Sterben in eine glückliche Stadt schicken würde.

In der algerischen Küstenstadt Oran bricht eine seltsame Seuche aus. Doktor Bernard Rieux ahnt, was alle anderen für unmöglich halten: Es ist die Pest. Der Ausnahmezustand wird ausgerufen, die Stadt hermetisch abgeriegelt, alle Verbindungen zur Außenwelt gekappt. Bald fordert die Krankheit mehr und mehr Opfer, gigantische Krankenstationen entstehen, später Massengräber. Der Arzt weiß, dass sein Kampf gegen die Seuche aussichtslos ist. Der Bazillus bleibt unbesiegbar, auch wenn die Pest Oran nach neun Monaten so unvermittelt wieder verlässt, wie sie gekommen ist.

Albert Camus' weltberühmter Roman fragt nach der Möglichkeit menschlichen Handelns im Angesicht der Katastrophe. Während des Zweiten Weltkriegs geschrieben, gilt er als Bild für den Kampf der Résistance gegen die Besetzung Frankreichs ebenso wie als zeitlose Auseinandersetzung mit dem metaphysischen Problem des Bösen.





PRESSE

CORONA IST NICHT DIE PEST

Das Theater ist zurück: In Berlin kommt »Die Pest« auf die Bühne. Aber geht es darin um mehr als Menschen in einem Lockdown? [...] Das Stück nach Albert Camus' Roman von 1947: In der nordafrikanischen Küstenstadt Oran bricht die Pest aus. Die Geschichte handelt von der stadtweiten Quarantäne, der Angst und wie die Menschen damit umgehen. Einige wollen fliehen wie der Journalist Rambert, andere wie der verzweifelte Tarrou helfen freiwillig im Sanitätsdienst. Der Arzt Rieux kann nur noch diagnostizieren statt heilen. Die Menschen sterben schneller, als die Krankenwagen sie zu den Massengräbern bringen können. Die Aufführung übernimmt zum größten Teil den Text der Romanvorlage, streicht sie aber auf etwa 80 Minuten zusammen. Übrig bleiben nur das Gerippe der Handlung und einige Schlüsselmomente. Wie der Todeskampf eines – natürlich! – unschuldigen Kindes. Oder der entscheidende Monolog von Tarrou: „Selbst die, die besser sind als andere, können heute nicht umhin, zu töten oder töten zu lassen, weil es in der Logik liegt, in der sie leben, und wir können in dieser Welt keine Bewegung machen, ohne Gefahr zu laufen, zu töten. Wir sind alle im Zustand der Pest.“ Die Pest steht also auch an diesem Abend nicht nur für eine Epidemie, nicht nur für den Faschismus, sondern für das eigentlich Böse, das Unheil, das in jeder Gesellschaft steckt, die auf mittelbarem oder unmittelbarem Mord gebaut ist.

Ein prophetisches Stück

Dass das Theater gerade dieses Stück [...] nach dem Lockdown wieder aufnimmt, geschieht natürlich nicht zufällig. Denn Pestbazillus und Coronavirus bedeuten beide Quarantäne und Lockdown. Dabei wurde das Stück unter der Regie von Andrés Dömötör bereits im vergangenen November eingeprobt. Jetzt wirkt das Stück geradezu prophetisch. Zudem mimt Božidar Kocevski alle Rollen selbst. Mit unterschiedlichen Tonlagen, Temperamenten und Soziolekten markiert er die unterschiedlichen Figuren, nur sein Charisma legt er nie ab. Auch die Inszenierung als Einpersonenstück kommt den Abstandsvorgaben entgegen. Wer allerdings ein explizites Corona-Stück erwartet, wird enttäuscht. Die Pest ist hier eben eine andere, noch viel tödlichere Krankheit als Covid. Auch der Lockdown wird eher in seinen abstrakten Auswirkungen behandelt. Nur einmal scheint die aktuelle Pandemie unliebsam nah, wenn Tarrou sagt: „Man muss sich ständig überwachen, um in einem Moment der Zerstretheit nicht dazu zu kommen, einem anderen ins Gesicht zu atmen und ihn anzustecken.“ Die Inszenierung reduziert Handlung, Kulisse und Personal aufs Nötigste. Die Folge: Der Schrecken der Pestepidemie wird abstrakt und lässt sich so auf Corona übertragen. Die Menschen werden müde von den Infektions- und Totenzahlen. Sie ziehen sich in sich selbst zurück, handeln wie automatisch. Als würde die Inszenierung sich diesen Automatismus zu eigen machen,

ergreift auch sie nicht. Wer denkt, das sei schlimm – falsch! Das Theater zeigt hier, dass es eine Welt für sich ist. Die ZuschauerInnen müssen sich ihre Zugänge erst suchen, zum Beispiel über die fehlende Mensch- und Zwischenmenschlichkeit. Ein Deutungsmuster, das sich auf die mysteriöse neue Lage in Corona-Zeiten übertragen lässt.

Zehn Stühle sind die Toten

Und dann ist da noch die Bühne, ebenso minimalistisch wie das Textgerippe, das Kocevski im Alleingang darbietet. Neben dem Schauspieler gibt es nur noch zehn Stühle und ein Mikrofon. Jeder umgekippte Stuhl symbolisiert neuerliche Todesfälle. Nach einer Weile schnürt Kocevski die gefallenen Stühle mit dem Mikrofonkabel zu einem Paket. Wer will, erkennt in den nach außen ragenden Stuhlbeinen die Fortsätze rund um die Kugelform des Coronavirus.

Der Minimalismus gelingt an diesem Abend außerordentlich gut. [...] Wer sich das Geschehen egal sein lässt, vielleicht einfach nur genießt, dass überhaupt wieder Theater ist, der wird von Kocevski in die Mangel genommen. Denn von den selbstsüchtigen und verdrängenden Mitbürgern monologisiert er als Erzähler mit verächtlichem, ja verurteilendem Ton. Diese Inszenierung handelt weniger von Camus' Auffassung von Solidarität als Sisyphusarbeit als vielmehr vom Schlechten in Mensch und Gesellschaft. Doch genau das kann ermutigen, herauszufinden, woran es uns mangelt.

Der Schauspieler als Einzelkämpfer

An diesem Abend zeigt das Theater, warum es so wichtig ist. Nicht nur weil es Camus aufgreift, erneuert, rekontextualisiert und die Kultur lebendig hält. Sondern weil zum ersten Mal seit Monaten wieder Gemeinschaft entsteht: Theater ist das gleichzeitige, kollektive Erleben eines ephemeren Moments. Durch Kocevskis Einsamkeit auf der Bühne wird das noch augenfälliger. Im Theater ist höchstens der Schauspieler ein Einzelkämpfer. Das macht die Kraft dieser Kunstform aus. Wie jetzt die Maßnahmen zur Infektionsbekämpfung im Einzelnen aussehen, wirkt da umso nebensächlicher.

Das Theater, das ist also die gute Nachricht dieses Abends, zeigt sich noch widerständig. Die Menschen hinter und auf der Bühne machen trotz Corona weiter. Sie verrenken sich aber nicht, um die schönste Brille für einen Blick auf die Corona-Krise zu verkaufen. Das wäre auch zu kurzichtig, weil es hier um die viel größeren Fragen geht; welchen Platz das Unheil in dieser Welt hat und wie wir damit umgehen können.

Dem Publikum gefällt das alles. Sechs oder sieben Runden Applaus, Jubeln für Božidar Kocevski. Entspanntes Lächeln auf den meisten Lippen. [...]

Nach der Sommerpause wird das Theater zurück sein, mit neuen Konzepten, um wieder mit den Menschen zu sprechen, über oder gegen oder ganz unabhängig von Corona. Denn das zeigt die Allegorie der Pest: Irgendwann ist selbst die Krise überwunden.

NILS ERICH, ZEIT ONLINE

KATASTERAMT DER KATASTROPHEN

Die Indizien der Katastrophe verdichten sich, und ein jeder reagiert auf seine Weise. Politiker und Medien lavieren und wiegeln ab, selbst als ihnen die schwarzen Partikel schon an den Händen kleben und ihre Rachen verstopfen, aus denen sie ihre leeren Phrasen hervorpresen: „Die öffentliche Meinung ist heilig.“ Die Kirche und die Schleuser geben wie eh und je die klassischen Untergangspromissoren, der Bourgeois flieht ins Strandhaus, ehe die Stadt abgeriegelt wird. So gestaltet sich die Ausgangssituation in Albert Camus' 1947 erschienenem Klassiker »Die Pest«. [...]

Skepsis und Kritik

Die aufgeräumte Schulexegese hat bekanntlich Camus' Roman zuvorderst als eine Allegorie des Nationalsozialismus gelesen und dabei zugleich gern unterschlagen, dass die Ideologiekritik des franko-algerischen Nobelpreisträgers zeitlebens in gleichem Maße die messianischen und autoritären Varianten des real existierenden Sozialismus miteinschloss. Denn tatsächlich steht im Zentrum Camus' Philosophie die Skepsis gegenüber all denen, die sich im Angesicht der Verworfen- und Verworrenheit der Welt allzu einfach aus der Affäre zu ziehen suchen. Das gilt nicht nur für die frommen Partei- und Kirchgänger jeder Couleur, sondern auch für die fortschrittsbeseelten Humanisten: „Unsere Mitbürger waren nicht schuldiger als andere, sie vergaßen einfach nur, bescheiden zu sein, und sie dachten, alles sei für sie noch möglich. Sie machten weiter Geschäfte, sie bereiteten Reisen vor, und sie hatten Meinungen. Wie hätten sie an die Pest denken

sollen, die Zukunft, Ortsveränderungen und Diskussionen aufhebt?“ [...] Die Kargheit der Sprache von Camus spiegelt sich perfekt in Sigi Colpes Bühnenbild: Kaltes Licht illuminiert das fahle Gesicht des graugewandeten Protagonisten, der wie ein Katasterbeamter der Katastrophe in einem unaufhörlichen Ascheregen unter latent wummernden Bässen und sphärischen Klängen umherirrt und die Verheerungen dokumentiert. Die erschütternde Gegenwärtigkeit von Camus' Klassiker besteht im Hadern seiner Figuren mit der Logik einer Welt, in der wir „keine Bewegung machen können, ohne Gefahr zu laufen, zu töten.“ Gegen die Rechtfertigungs- und Verschleierungssysteme des Grauens artikuliert der Arzt Rieux eine Ethik der Tat, deren Maßstab das einzelne Menschenleben ist. In dieser Form der Revolte, deren zeitgenössische Wiedergänger sich auf den syrischen Trümmerfeldern oder den überfüllten Booten des Mittelmeers den Verdammten der Gegenwart widmen, stoßen das abstrahierende Denken und die hohle Sprache des Ideologischen an die einzige für Camus gültige Grenze, nämlich die, „an der die Gemeinschaft der Menschen errichtet wird“. Aus den Todesschreien einer Frau, den Martern eines Kindes und der darin aufgehobenen Absurdität formuliert Camus die schmerzliche Eindringlichkeit seiner Ethik und seiner Sprache. Das Ende der Plage vermag über die ewige Latenz des Bazillus nicht hinwegzutäuschen. Auf der Bühne spielt der die Asche inhalierende Staubsauger im Abgang dröhnend das alte Menschenlied der Sehnsucht nach dem Vergessen.

BENJAMIN LOY, FAZ



VORSCHAU | LIEDERABEND

METROPOLTHEATER MÜNCHEN

»Im Auftrag des Herrn« Lieder von Tom Waits
DI 27.10.2020 | 20:00 | EINTRITT € 22, BIS 25 JAHRE € 10

Ein Abend der besonderen Art mit Stationen aus Waits' Biographie, seiner Liebe zu Sinatra und Cole Porter, der Verehrung von Bob Dylan und Zitaten aus seinen Stücken. Die beiden passionierten Waits-Fans, Thomas Schrimm und Johannes Mittl, haben sich 20 Songs aus dem riesigen Schaffenswerk Waits' herausgesucht und interpretieren sie auf ihre ganz eigene Weise. Die in seinen Texten behandelten Themen sind zeitlos aktuell: Gemeinschaft, Gewalt, Machtlosigkeit, Übermacht, Vergänglichkeit, Altern, Sterben. Sein Wissen darum, dass man nur so tun kann, als würde man die Welt verstehen, ist spirituell verwurzelt, aber immer auch verbunden mit einem Hang zum Anarchischen und Archaischen.

Von und mit JOHANNES MITTL & THOMAS SCHRIMM

FÖRDERUNG

Gefördert durch den Bezirk Oberbayern, den Landkreis Starnberg, die Gemeinde Gauting, Kreissparkasse München Starnberg Ebersberg und die Fördermitglieder des Theaterforums



Kreissparkasse
München Starnberg Ebersberg

IMPRESSUM

Veranstalter: Theaterforum Gauting e.V.

Vorsitzender: Thomas Hilkert

Leitung des bosco: Désirée Raff (i.V.)

Gestaltung: majazorn mediendesign, Stockdorf

Druck: Miraprint Beiner KG, Gauting